

RUDOLF GEYER

Der Verlagseinband

In den letzten Jahren hat sich ein Typ des Verlagsbandes stabilisiert, dem man die Beachtung nicht versagen kann. Seine Entwicklung ist dem Wege zu vergleichen, der viele Dinge des alltäglichen Gebrauches einem breiten Kulturbedürfnis zugänglich gemacht hat, dessen Erfüllung früher nur dem verhältnismäßig kleinen Teil von Menschen möglich war, der für Gegenstände der Handarbeit höherer Geschicklichkeitsgrade und des Kunsthandwerks die Mittel auslegen konnte. Es hat selbstverständlich auch früher, in Deutschland besonders in den Jahren kurz vor dem Kriege, eine schon mustergültige Art des künstlerisch beeinflussten Verlagsbandes gegeben. Seine lärmend betonten Sonderheiten aber sind seither so selten geworden wie die „numerierten Exemplare, abgezogen auf kaiserlich Japan-Bütten“ mit Einband aus Spaltleder. Heute, wo also die Verlagswerke nicht mehr so bibliophil tun, kann man sie besser und bejahend vom Standpunkt des Bücherfreundes betrachten.

Interessant, finde ich, ist, daß sich der Ganzleinenband hauptsächlich durchgesetzt hat. Möglicherweise durch die Vielfalt der erzeugten Arten, der Qualitätsstufen und der Preislagen dieses Einbandstoffes, über die der Unkundige sich am fertigen Bande kaum ein Urteil bilden kann. Ein Großteil aller in Verwendung stehender Gewebe ist weit entfernt von dem Laienbegriff „Leinen“, durchaus Produkt modernster Faserbehandlung und Textilchemie. Die Gewebe sind angepaßt der maschinellen Verarbeitung und diese erst durch jene möglich.

Schon mit der Heftung beginnend, zweigt die maschinelle Herstellung von dem Wege ab, den wir um das Entstehen eines Handbandes wissen. Maschine und neues Material haben eine sozusagen organische Umformung des Gefüges am Einband bewirkt. Trotzdem aber sind Aufwand an Materialien, Sorgfalt der Verarbeitung und bewußte Formempfindung des Herstellers als ästhetische Werte dem empfänglichen Auge am Endprodukt wohl erkennbar. Der Umstand, daß der Verlagsband auch eine kaufmännische Angelegenheit ist, hat es mit sich gebracht, immer weniger am Material zu sparen als an den teureren Handgriffen, die trotz aller Maschinen noch nötig sind. Das ist eine Erscheinung, die heute an den Erzeugungsmethoden vieler Dinge parallel zu beobachten ist und die auch tiefere Zusammenhänge mit der allgemeinen Wirtschaftsentwicklung hat. Die Tatsache ist gewiß zu beklagen, aber ich denke, wir werden genötigt sein, daraus Lehren zu ziehen. Es muß — ich sage leider, trotzdem mir die eiserne Gewalt der Komponenten klar ist — die Tendenz dahin führen, daß Leute, die ein Handwerk ganz verstehen, immer seltener, teurer werden und daß infolgedessen die Preisspanne zwischen einem Serienerzeugnis und der Handarbeit enorm wird, was sich an einer großen Zahl von Beispielen zeigen ließe. Aber wir wollen beim Einband bleiben. Es wäre ohne die heute schon sehr hohe Bewertung der Handarbeit unerklärlich, daß der Halblederband, der dem Künstler eine Menge reizender Möglichkeiten von Materialverwendung bietet, so selten zu sehen ist und daß der Lederband ein fast sagenhafter Begriff geworden ist. Ich erinnere mich, daß vor wenigen Jahren gut verwendbares Einbandleder und Einbandleinen besserer Sorte im Preise gleichgestanden sind. Trotzdem konnte die Verwendung des Leders nicht gefördert werden, weil seine Verarbeitung mit höheren Kosten verbunden ist. Auch der so sympathische Pappband ist als Verlagsband fast ganz abgekommen, obwohl die Festigkeitsziffern geeigneter Papiere den entsprechenden Werten so mancher Gewebe gar nicht nachstehen. Es ist hier wieder der relativ hohe Wert der Arbeit, wie er scheinbar mit dem bil-

ligeren Klang der Bezeichnung „Pappband“ nicht in Einklang zu bringen ist. Die „Leinengewebe“ eignen sich schließlich am besten für mannigfaltigen Aufdruck von Farben und Metallfolien aller Art. Erörterungen um die Verwendung von Bronze und Aluminium statt echten Blattgoldes erscheinen mir in diesem Zusammenhang unwichtig. Anfechtbar ist eher die übermäßige Verwendung der Ersatzmetalle, deren Haltbarkeit in vielen Fällen mehr durch chemische Wechselwirkung mit dem Einbandstoff oder dem Klebemittel beeinträchtigt wird. Wie schon erwähnt, kommen eben Rohstoffqualitäten und Sorgfalt der Arbeit zu entsprechendem Ausdruck. Es handelt sich nicht immer um die Erhaltung von Ewigkeitswerten. Und was nützt auch das Wissen um echte Materialien und handwerkliche Edelarbeit allein, es muß auch ein Mittelweg wert sein, gegangen zu werden.

Häufig wird auf das Beispiel Frankreichs und Englands verwiesen, die zwar in Einbandkünsten von altersher berühmt, dem Verlagsband weniger Sorgfalt widmen. Im Zusammenhang mit den Bücherpreisen ist diese bekannte Tatsache jetzt eine oft erörterte Angelegenheit geworden. Ob in den genannten Ländern mehr Bücher gekauft und gelesen werden, weil sie ungebunden billiger sind und ob dort mehr Leute sich solche Bücher nach eigenem Geschmack binden lassen, wage ich zu bezweifeln. In den deutschen Ländern dürfte der Aufwand an Handeinbänden hauptsächlich auf die öffentlichen Bibliotheken beschränkt sein, deren Betrieb den robusten Dauerband erfordert. Ich stimme der Meinung bei, daß in Deutschland mehr als anderswo ein Großteil der Bücher zu Geschenkzwecken gekauft wird. Und wenn schon nicht, wie ein böser Witz besagt, zur Tapete passend gewählt wird, so muß man doch neben dem ausgebildeten Propaganda-Apparat der Verlage die Ausstattung des Buches, die durch einen anmutigen Einband abgeschlossene äußere Form als mitbestimmenden Faktor der Verkaufsmöglichkeiten gelten lassen.

Wenn ich nun außer der Hülle des Buches noch die Druckschriften (Neuschöpfungen sowohl wie die Belebung histori-

scher Formen), das Satzbild, Papiere und die Art der Einordnung von Bildern aller möglichen Reproduktionstechniken nur erwähne, so möchte ich damit sagen, daß ganz allgemein das beträchtliche Niveau im einzelnen sowie in der Verwendung nebeneinander nur dem Wirken einer Reihe von Künstlern zu verdanken ist. Man sollte sich deren Schaffen auf den genannten Fachgebieten nicht als eine einfache Sache vorstellen, bloß an die Menge von Vorurteilen denken, die allezeit zu überwinden waren, vielfach noch immer lebendig sind, obzwar es heute bedeutend leichter fällt, eine Tradition aufzugeben. Man sollte an das Phantom „Publikumsgeschmack“ denken und an die mit einigem Recht von der kommerziellen Seite wirkenden Faktoren. Nicht immer kann daher das vom Künstler Angestrebte voll erreicht werden. Denn der Buchkünstler ist, abgesehen von den seltenen Fällen unmittelbarer Ausübung, auch bemüßigt, über eine oft ermüdend hingebungsvolle Verständigung mit den Hilfskräften der beteiligten Gewerbe und jenen Vertretern der Fabrikation, denen der Lauf der Maschine die Krone aller Leistung bedeutet, ans Resultat zu kommen. Ich überblicke etwa drei Dezennien, an deren Beginn das Handwerk so weit war, daß aus ihm heraus formal ein Schritt empor nicht mehr zu erwarten war. Die Impulse sind nur von den Künstlern ausgegangen, sie hätten sich rascher und durchgreifender auswirken können, wenn nicht auch jene Jahre, die wir, an heute gemessen, fette nennen müßten, ihre Hemmungen gehabt hätten.